26. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 218

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(21. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Böse sah es in den Räumen aus, als Friedel 1919 nach Oberstdorf zurückkehrte. Er mußte viel Handwerker ins Haus nehmen und viel Geld von Berlin anfordern; jedoch Monate später hatte er den Hotelbetrieb wieder im Schuß und vier Wochen später das Haus voll. Der Bayernhof rentierte sich von neuem. Aber er war viel zu klein. Die alten Ausbaupläne hielt Friedel bereit; diesmal wollte er sie dem Chef vorlegen, diesmal mußte Konrad Kähl den Projekten zustimmen. Friedel wußte, er hatte eine starke Verbündete: Frau Margot Kähl; eine zweite mußte er gewinnen: Lisa. Der gemeinsame Angriff von Schwiegertochter und Tochter würde Vater Kähl zu Fall bringen.

Aber an Lisa war in diesem Sommer nicht so leicht heranzukommen. Friedel merkte es mit Kummer. Seine alte Freundin war verschlossener als sonst, sie kam nicht wie früher mal schnell auf ein Schwätzchen auf sein Kontor gelaufen, hielt ihn nicht am Frühstückstisch fest, um ein paar Klatschnachrichten über Hotelgäste einzuheimsen. Sicher: sie war lieb und freundlich wie immer, sie hatte nichts gegen ihn persönlich, aber sie war eben still. Nicht versonnen still, wie es Glückliche sein können, sondern verkümmert still. Gustav Friedel hatte im Lauf seines langen Zuschauerlebens gelernt, den Menschen tiefer ins Innere zu sehen. Seine Lisa gefiel ihm nicht. Und das schmerzte ihn.

Es gefiel ihm überhaupt manches nicht am Kählschen Kreis. Der Chef war sichtbar alt geworden, war müde und abgearbeitet, er ging langsamer und ein wenig gebückt, er trank wenig, er rauchte nicht mehr die dicken Importen, die er so geschätzt, sondern hatte sich kleine strohige Zigarillos angewöhnt. Frau Margot sagte zwar, der Professor Gemlin wäre ganz zufrieden gewesen; aber eben doch nur g a n z zufrieden, nicht voll. Sie erzählte überdies sehr lustig, wie der Professor „ganz zufällig" in die Halle des Regina gekommen sei, als sie mit dem Schwiegervater dort gesessen, wie er dann den alten Herrn nicht losgelassen hätte, bis er mit ihm zur Untersuchung auf das Hotelzimmer gegangen sei — bloß um die Zeit totzuschlagen —, bis der durchreisende Patient käme, der den Professor ins Hotel bestellt hatte. Das Theater sei dann soweit durchgeführt worden, daß kurz vor der Beendigung der Untersuchung das Zimmertelephon geklingelt hätte: der Professor möge in die Halle kommen, der Herr warte auf ihn. Der Schwiegervater hätte wirklich nichts gemerkt.

Auch Margot gefiel Friedel nicht immer. Sie war oft blaß, aß schlecht, liebte nicht wie sonst die vielen Spaziergänge. Und gar nicht gefiel ihm ihre Schwester; er hatte sie nie recht leiden mögen, aber in diesem Jahre glich sie den weiblichen Gästen, die er nur sehr ungern im Bayernhof sah und schnellstens abschob, wenn sie sich einmal zu ihm verirrten, die immer eine Fährte Parfüm hinter sich legten und nach denen alle Männer die Köpfe drehten. Nein, Frau Aufhäuser war keine angenehme Zugabe zum Kählschen Kreise, trotzdem sie die einzige war, die ab und zu ein Lachen am so stummen Mittag- und Abendtisch fand.

Und der Herr von Zimmer, der auch im Bayernhof wohnte und mit im Kreise aß, und der junge Graf Falkenberg, der alle Augenblicke von der „Post" herüberkam? Friedel kannte die beiden seit langem, wie er jeden aus der Josephinenstraße kannte. Man war doch lange genug im Hause. Aber froh machten ihn die beiden Herren nicht. Der Herr von Zimmer zog mit seiner Staffelei und dem Malkasten auf die Berghänge und pinselte, fröhliches Schaffen schien es jedoch nicht zu sein. Der Graf Falkenberg hielt es anders: er stieg in die Berge und ließ sich von Frau Aufhäuser begleiten; er trug eine lustige Miene zur Schau, ob sie echt war, bezweifelte Gustav Friedel.

Christof Falkenberg selbst zweifelte nicht daran. Er hatte die kalte Hand, die sich in München um sein Herz und Empfinden gelegt hatte, zurückgestoßen. Sei kein Esel, hatte er sich gesagt, nimm das Abenteuer mit, koste die Liebe aus, die sich dir bietet; eine schöne, gepflegte Frau, die sich anzuziehen versteht, die dich verwöhnt, die dir jeden Wunsch an den Augen absieht, was willst du denn mehr? Sie hat Fehler — gewiß; jede Frau hat Fehler — man muß diese Fehler eben mitlieben — das ist es. So hatte er sich willenlos zurückziehen lassen in dies lauwarme, duftende Meer. Tag um Tag wanderte er mit Claire im Sonnenschein Tal- und Hangwege: ein wenig gegen den Schrattenwang hinauf oder hinüber bis Rubi — oder ins ernstere Oytal. Allzuweit durften die Wege nicht sein, allzusteil auch nicht, denn Claire lief in ihren hochhackigen Stadtschuhen; sie wartete auf festere Bergstiefel, für die sie sich in München hatte Maß nehmen lassen, die aber gar nicht ankommen wollten. Sehnsüchtig blickte Christof manchmal die Hänge hinauf, es lockte und zog ihn nach oben: es brauchte ja nicht gleich das Nebelhorn oder die schwer besteigbare Höfats zu sein — aber einmal wenigstens übers Joch, über das blumenreiche Himmelseck herüber ins Bergündetal oder übers Hornbachjoch zum Lech und nach Tirol. Es würde ja schon werden, wenn nur erst der Münchener Schuhmachermeister sein Paket'l gesandt hätte. „Ich freu mich drauf," hatte Frau Claire gesagt, aber als er fragte:

„Soll ich mal mit dem Schustersmann telephonieren?“ hatte sie abgewinkt: „Laß nur, ich depeschiere ihm heut, das ist einfacher. Was sollst du die schöne Zeit versitzen und auf den Anschluß warten.“ Einsam waren die Hangwege manchmal, obgleich Oberstdorf noch voller Gäste war; und wenn sie so allein durch die weite Natur schritten oder vom Jägersberg über die Tannenspitzen hineinsahen ins Tal und hinüber zu den Schrofen und Spitzen, dann legte Claire die Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf nieder, ihren Kopf drängte sie dicht an seinen und küßte seinen Mund, wild, daß es ihn fast schmerzte. Oder sie streckte den Arm aus und zeigte aufs Dorf, aus dem der viereckige weiße Kirchturm steil aufragte. „Sieh da unten, Christof, sieh, da liegt die Post, gerad in dein Zimmer können wir sehen, Christof, in unser Zimmer.“

Sie gingen immer allein. Lisa kam nicht mit und Hermann auch nicht. Zuerst hatten sie gedacht, die gingen zusammen, und Claire hatte auch gleich eine kleine spitze Bemerkung auf der Zunge gehabt. Aber es war ein Irrtum. Auf dem Wege zum Schönblick hatten sie Hermann einmal getroffen, da saß er und malte. „Seit wann bist du denn Landschafter?“ hatte Christof gefragt, und Frau Aufhäuser hatte hinzugefügt: „Haben Sie denn gar kein Modell hier, Herr von Zimmer?“ Höflich war Hermann gerade nicht gewesen. „Sie könnten mir ja sitzen, gnädige Frau; aber Sie haben ja doch keine Zeit. Und ob meine Kunst für Ihre Haarfarbe langt, weiß ich nicht.“ Und hatte dann noch etwas weiter gemurmelt, das klang wie: „Ich bin nämlich kein Friseur.“ Zur Erhöhung der Stimmung bei den gemeinsamen Essen hatte diese Begegnung auf jeden Fall nicht beigetragen.

Gleich in den ersten Tagen hatte Hermann Lisa gefragt: „Wann kann ich dein Bild fertig machen, wann hast du Zeit für mich?“ Da hatte sie kurz geantwortet: „Ich glaube, wir lassen es lieber, Hermann.“ — „Aber, um Gotteswillen, warum denn?“ — „Wenn du das selbst nicht weißt, ich kann es dir nicht sagen.“ — „Bist du mir böse, Lisa?“ — „Böse? nein!“ Damit war sie fortgegangen. Und noch nicht einmal war es ihm gelungen, sie auch nur einen Augenblick allein zu sprechen.

Hermann war tief enttäuscht. Er war mit freudigem Herzen nach Oberstdorf gefahren. Er hatte sich so viel erträumt: auf einen besonnten Hang wollte er seine Staffelei stellen, wollte Berg und Tal malen, wollte versuchen, ob er auch mit der Landschaft fertig würde. Und Lisa sollte dabei sein, im Grünen liegen und ihm zusehen. Wenn er dann Palette und Pinsel beiseite legte, sollte sie aufspringen, zu ihm treten, sein Schaffen betrachten, und wieder wollte er sie küssen. Hineinsehen wollte er sich in ihr Gesicht, es ganz ergründen und dann es malen. Dann mußte es gelingen.

Nun war alles anders geworden. Lisa verschloß sich ihm. Wie war das zu verstehen? Hatte sie nicht selbst ihm ihre Lippen geboten? Hatte sie sich nicht von ihm küssen lassen in München? Still, fast feierlich? So ganz anders wie Carla damals. Warum wich sie ihm aus? Sollte er jetzt wieder hingehen und offiziell um ihre Hand bitten? Sollte es wieder eine Verlobung werden? Sollte er wieder dieselben Fehler machen, sich wieder fest binden, gleich, sofort? Wartete Lisa darauf? — Nein, das wollte er nicht.

War denn Lisa überhaupt der Mensch, mit dem er gemeinsam ein langes Leben wandern wollte, wandern konnte? War sie eine Frau für ihn?

Liebte er sie? Er dachte an sein Gespräch mit der Mutter an dem Abend, an dem er seine Verlobung mit Carla gelöst hatte; „hast du eine andere im Kopf?“ hatte Mutter gefragt. Ja, er hatte damals wohl an Lisa gedacht; aber mit wirklich liebendem Herzen? Er hatte auch in München oft an sie gedacht, hatte sich ihr Gesicht immer wieder vorgestellt; nicht nur auf jener Leinwand stand es in Kohle, es stand auch noch in vielen kleinen, schnell hingeworfenen Zeichnungen in seinen Skizzenbüchern. Aber war es aus Liebe, aus wirklicher Liebe gewesen, daß er sie zeichnete?

Er wußte es wirklich nicht. An Kindertage dachte er: Gespielin war sie ihm gewesen, Freundin. Ein Stück Heimat. Ein Stück Josephinenstraße. Wenn er sich nach ihr sehnte, war es nicht nur Sehnsucht nach jenem Zu-Hause gewesen?

Er hatte bei ihr das gesucht, was er bei Carla vermißte: weiche, hingebende Weiblichkeit. Wenn er an sie dachte, hatte er von einem Mädchen geträumt, das sich leise zu ihm hinneigte. Er hatte geglaubt, dieser Traum ginge in Erfüllung, als er sie küßte. Aber es war ja nur eines Atemzugs Länge gewesen, daß seine Lippen auf ihren lagen; dann hatte sie sich ihm wieder entzogen, hastig, krampfhaft; hatte nach Claire und Christof gerufen, hatte zum Aufbruch gemahnt. Mit einem Ruck hatte sie die Stimmung zerrissen, die über ihnen lag. Stumm und kalt war sie geworden; abweisend war sie geblieben.

Und nun war eine andere Sehnsucht in Hermann: die alte frohe Kameradschaftlichkeit der Jugendtage wünschte er sich zurück. Er hätte etwas darum gegeben, wenn er jene Sekunde in seinem Atelier in der Leopoldstraße hätte auslöschen können. Dann wäre aller Zwang geschwunden. Er wußte es. Aber was nützte es, wenn er jetzt bereute. Zweimal hatte er Augenblicksempfindungen nachgegeben, als er Carla küßte und als er Lisa küßte; zwei Fehler waren es gewesen. So war kein Glück zu erobern.

Hermann litt und ging mit seinem Leid in die Einsamkeit.

Und Lisa litt nicht weniger.

Sie schämte sich. Wie hatte sie sich so gehen lassen können? Wie hatte sie sich von einer Stimmung hinreißen lassen können, die Claire durch ihre falsche Verliebtheit, durch ihr Girren ausgelöst hatte?

Bereute sie, daß sie Hermann entgegengekommen war in diesem Anfall von Schwäche? Nein, sie bereute es nicht. Sie hatte Hermann lieb gehabt — ja; sie hatte sich oft genug ausgedacht, wie es sein würde, wenn er sie küßte. Sie hatte gewußt: der Kuß würde kommen, sie hatte ihn gewollt, sich auf ihn gefreut. Aber so durfte er nicht kommen, nicht aus Schwäche heraus, nicht ausgelöst durch den Widerhall der Tollheit anderer, der Tollheit Claires.

Das war es: war sie denn jetzt anders als jene? Claire hatte Christof zu sich gerufen — und dann war das zwischen ihr und Hermann doch nichts gewesen wie ein Widerspiel. Konnte sie denn jetzt noch vor Claire hintreten und ihr das „Pfui“ ins Gesicht schleudern, das ihr seit Christofs Ankunft auf der Zunge lag; konnte sie ihr noch sagen, wie widerlich sie dies Getue und Gehabe fände, konnte sie ihr noch zurufen: „Schäme dich!“ Konnte sie es jetzt noch, da sie sich selber schämen mußte?

Sie sah sich jetzt manchmal Hermann von der Seite an: also der hat dich geküßt, dem hast du nachgegeben. Herrgott — ein Kuß. War denn etwas dabei? Dazu ein Kuß unter so alten Freunden. Nicht einmal der erste, denn in Backfischtagen hatte es eine Zeit gegeben, wo sie sich mehr als einmal geküßt hatten, wo sie sich sogar Liebe — ewige Liebe natürlich — geschworen hatten. Aber das war alles etwas anderes gewesen. Gesund, harmlos. Und wenn sie jemand, der ihr viel ferner stand, in froher Stimmung in die Arme genommen hätte, jemand, der vielleicht am nächsten Tage

schon wieder fort gewesen, den sie nie wiedergesehen, sie hätte darüber gelacht. Ein Kuß — was ist dabei? — Aber dieser Kuß in dieser Stimmung?

Was sollte sie sagen, wenn Claire ihr ins Gesicht lachte: „Reg dich doch nicht auf — bist du denn besser? Meinst du, ich wüßte nicht, daß Hermann und du ...“ Nicht auszudenken war es.

Ein frohes, stolzes, lichterfülltes Gebäude war in Lisa eingerissen. Sie konnte in Hermann nicht mehr den alten, lieben Freund sehen, dem ein Stück ihres Herzens — ein großes Stück vielleicht gehört hatte. Er war ihr plötzlich fremd geworden; ein Mann, der sie schwach gesehen und diese Schwäche genützt hatte.

Was wollte er noch hier? Warum saß er Tag für Tag mit ihr, mit dem Vater, mit Margot an einem Tisch? Mit ihnen und auch mit Claire? Merkte er nicht, daß er ihren Kreis störte? Fort sollte er — fort.

So gingen sie umeinander herum und wurden sich immer fremder.

Hermann malte. Aber er wurde seines Malens nicht froh. Er fühlte es: sein Können langte auch hier nicht; er konnte der Natur nichts abringen. Es war, wie bei jener Lichtstudie im Garten des Professors Wolff: er sah alles Farbenspiel, aber wenn er es auf die Leinwand setzen wollte, wurde es flach, blaß, flau. Er arbeitete ehrlich, er hoffte auch ehrlich, hoffte von einem Tag zum andern, hoffte, daß eine Stunde der Offenbarung kommen würde. Aber sie kam nicht. Er hatte den Wunsch sich auszusprechen, diesem Ringen Worte zu geben. Doch wem sollte er hier von seinem Kampf reden? Lisa wäre die einzige gewesen, und sie war ihm fern.

So schrieb er. Schrieb an Ruth nach Golmitz, schrieb erst von seinem Leben hier in Oberstdorf, von Kähls, von Christof; viel Unwahres stand in den Briefen, denn das Wahre, was er durchschaute, konnte er nicht berichten. Wollte dann von seiner Kunst schreiben und tat es doch nicht, weil er wußte, Ruth würde ihn nicht verstehen, wie sie ihn nie voll verstanden hatte. Aber von seiner Seele mußte es; so wandte er sich an Felix Fechtner. „Hilf mir — komm — sei mein Gast. Und wenn du es nicht sein willst, quartiere dich hier in irgendeinem Stübchen ein.“

Und Felix antwortete: „Ich verstehe dich. Ich komme. Aber nicht ins Hotel. Sieh beim Sepp Feldhuber nach, ob er ein Zimmer frei hat. Da hab ich schon einmal logiert.“

Der Feldhuber hatte ein Zimmer frei, eines mit zwei Betten. Da packte Hermann die Lust: zieh heraus aus dem Bayernhof, zieh auch zum Feldhuber.

So ging er zu Herrn Friedel und kündigte sein Quartier.

Der sah ihn erstaunt an: „Wollen Sie schon abreisen, Herr von Zimmer?“ — „Nein, ein Freund von mir kommt, ein Mitschüler, der wohnt im Dorf; da zieh ich mit ihm zusammen.“ — „So — so“; Herr Friedel wiegte sehr nachdenklich den Kopf.

Am Vormittag war das gewesen, und bei Tisch teilte Hermann seinen Entschluß den andern mit. Sie bedauerten alle, alle etwas lau, lau wie die ganze Stimmung war. Nur Lisa sagte kein Wort. Frau Aufhäuser meinte: „Sie haben wohl da unten ein Modell gefunden?“ und wollte ein Lachen aufbringen. Aber es gelang ihr nicht.

Als sie vom Tisch aufstanden, trat Hermann zu Lisa. „Kommst du noch einen Augenblick mit, Lisa, ich möchte dich sprechen.“ Erstaunt sah sie auf, dann nickte sie.

Sie gingen in den kleinen Garten, der hinter dem Hotel lag.

„Nun, was willst du?“

Er hielt ihr die Hand hin. „Ich möchte dich um Verzeihung bitten . . . .“

„Nein, das brauchst du nicht. Ich habe mich vergessen. Es war meine Schuld.“

Sie wußten beide sofort, was sie meinten.

„Von Schuld kann nicht die Rede sein, Lisa, nicht bei dir und wohl auch nicht bei mir. Ich habe viel darüber nachgedacht.“ Er sah auf, sah sie an. Sie wich seinem Blick nicht aus, fest ruhten ihre Augen ineinander, ohne Zittern, ohne Flackern. Und beide freuten sich dieses festen Blickes. Er baute Brücken.

Da fuhr er fort: „Sieh Lisa, es ist vielleicht gut, daß alles so gekommen ist. Es hat viel geklärt. Ich hatte mir die Tage hier anders gedacht, ganz anders.“

„Was hattest du gedacht?“

„Ich will ehrlich sein, trotzdem jetzt alles vorbei ist, trotzdem ich weiß, daß mein Denken falsch war. Ich wollte malen, Lisa, und du — du solltest dabei sein, solltest mir zusehen und dann, Lisa — ich war voll Sehnsucht: ich wollte dich küssen . . .“

„Laß das!“

„Es ist vorbei, Lisa. Ich sehne mich jetzt nach etwas anderem, ich sehne mich nach der alten Zeit, Lisa, nach unserer Kinderfreundschaft. Können wir nicht zu ihr zurückfinden?“

Jetzt senkte Lisa Kähl den Kopf. Eigen war ihr zumute: Er hatte sie küssen wollen und — es war nun vorbei; er hatte sie also geliebt und — liebte sie nicht mehr. Mußte sie es nicht so verstehen? Ja — so war es. Und schmerzte nun doch, schmerzte, weil er es ihr so einfach sagen konnte. So einfach sagte. Kinderfreundschaft — was war Kinderfreundschaft? Sie waren beide keine Kinder mehr; sie waren erwachsene Menschen. Zwischen dem Einst und Heute lag eben jene Stunde in München, lag jener eine Kuß, der nichts Kindliches, nichts Freundschaftliches gewesen war, in dem etwas anderes gelegen hatte: Hingebung oder Liebe, wie man es nennen wollte.

(Fortsetzung folgt)

Aal in Dill

Von **J. Dörte.**

Der Generaldirektor des großen Hotels saß dem Kommissar gegenüber.

„Ich wiederhole,“ sagte der Beamte: „Sie wurden in Ihrem Büro bestohlen. Sie wurden telefonisch für wenige Minuten abberufen, weil im Keller Feuer ausgebrochen wäre, und als Sie nach der Feststellung eines falschen Alarms zurückkehrten, fanden Sie den Geldschrank offen.“

„So ist es.“

„Und Sie haben keinen Verdacht?“

„Nicht den geringsten. Mein Personal ist zuverlässig, es kann sich nur um einen Außenstehenden handeln.“

„Und auch in dieser Richtung haben Sie keinen Verdacht?“

„Ich wüßte nicht.“

„Da müssen wir einmal am Tatort nachforschen.“

„Aber ich bitte um größte Rücksicht, damit meine Gäste nichts merken.“

Die beiden Herren fuhren zusammen in das Hotel. Der Kommissar ging sogleich in das Büro und musterte die Räume eingehend. Nichts Besonderes war zu sehen, nur

vor dem Schrank lag ein winziges kleines Blättchen. Der Kommissar hob es auf und verwahrte es in der Brusttasche.

„Eine Spur?" fragte der Generaldirektor.

„Kaum, aber ich möchte den Koch einmal sprechen."

Der Chefkoch wurde gerufen.

„Der Herr hier ist Kriminalkommissar und möchte Sie etwas fragen," sagte der Generaldirektor.

Der Kommissar packte das Blättchen aus und hielt es dem Koch vor.

„Was ist das hier?"

Der Koch besah das Blättchen genau.

„Das ist Dill," sagte er dann.

„Sie nehmen das zu Speisen?"

„Jawohl."

„Und zu welchen?"

„In der letzten Zeit nur zu Aalen."

„Ich danke Ihnen, mein Lieber."

Der Koch entfernte sich, und der Kommissar bat, den Ober zu rufen, der am Tage des Diebstahls in dem Speisesaal Dienst gehabt hatte. Er kam etwas bestürzt, aber der Kommissar beruhigte ihn und fragte, wer wohl an diesem Abend Aal in Dill gegessen habe.

„Das weiß ich zufällig genau. Es ist die Leibspeise dieses Fräuleins da Costa, die schon lange im Hotel wohnt."

„Fräulein da Costa heißt die Dame?"

„Eine alte Kundin," sagte der Generaldirektor.

Der Kommissar notierte den Namen und verabschiedete sich.

Im Präsidium aber erkundigte er sich nach Fräulein da Costa. Niemand kannte sie und niemand hatte etwas von ihr gehört.

Endlich entschloß er sich, Fräulein da Costa selbst unter die Lupe zu nehmen.

Er fuhr in das Hotel zurück und nahm im Speiseraume Platz, nachdem der Kellner den Auftrag bekommen hatte, ihn durch ein Zeichen zu verständigen, wenn die Dame den Raum betrete.

Als Fräulein da Costa kam, fiel ihm etwas an ihrer Art auf. Etwas stimmte dabei nicht, und der Kommissar, einmal mißtrauisch geworden, ließ nun nicht mehr locker.

Als Fräulein da Costa sich erhob, ging er ihr nach, sah sie flüchtig von der Seite an und sagte leichthin:

„Pardon, Ihre Krawatte sitzt schief."

Fräulein da Costa faßte nach dem Halse, nahm die Hand zurück und wurde dann bleich. Der Kommissar aber wußte in diesem Augenblick, daß Fräulein da Costa ein Mann war.

Er erkundigte sich bei dem Generaldirektor, ob er etwas über den Beruf der Dame wisse.

„Sie ist Künstlerin, mehr ist mir auch nicht bekannt."

Nun nahm der Kommissar seine Beamten in Anspruch, und es wurde beobachtet, daß Fräulein da Costa jeden Abend einen Zirkus aufsuchte. Sie trat als „Damenimitator" auf.

Eines Abends saß der Kommissar in der Loge. Nach dem Auftritt der Verdächtigen ließ er sich bei ihr melden.

Fräulein da Costa empfing ihn, und als sie den Herrn aus dem Hotel erkannte, der sie an ihre Krawatte erinnert hatte, da wurde sie unsicher.

„Ich wollte nur fragen, wozu Sie eigentlich soviel Geld brauchen?"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, ohne Grund werden Sie doch nicht einbrechen."

„Unverschämtheit."

Der Kommissar aber ließ sich nicht beirren.

„Man kann Aal natürlich auch noch anders kochen, aber mir schmeckt er ebenfalls in Dill am besten. Aber ich pflege nicht Dillblätter mit mir herumzutragen. Doch nun zur Sache, warum brauchen Sie das Geld?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ist auch nicht nötig, denn die Suche nach den Motiven ist Sache des Gerichtes. Ich will darum nur insofern in Sie dringen, als ich ein klares Geständnis brauche. Dann ist die Sache vielleicht in einem Jahr erledigt, aber wenn Sie mir hier faule Sachen erzählen, nehme ich Sie erst einmal in Untersuchungshaft. So aber können Sie einen guten Abgang haben."

Fräulein da Costa schien unschlüssig zu sein.

„Worauf warten Sie denn noch?" fragte der Kommissar.

Dann aber entschloß sie sich, ein umfassendes Geständnis abzulegen. „Sie" hieß Kurt Wagner und war Artist. Das Geldverdienen wurde ihm zu sauer, er wollte mit einem Schlage reich werden. Eines Abends, als er in Frauenkleidern im Speisesaal saß, entschloß er sich, einen Handstreich auf die Hotelkasse auszuüben. Er ging an ein Haustelefon und erklärte dem Generaldirektor mit verstellter Stimme, daß im Keller Feuer ausgebrochen sei. Die Kalkulation war richtig, und der Herr Generaldirektor ließ den Geldschrank offen. Als der Kommissar ihm das Ergebnis mitteilte, war er sehr erstaunt.

„Noch eins," sagte der Kommissar beim Abschied. „Aal in Dill können Sie von der Karte absetzen. Ihr Hauptabnehmer kommt vor einem Jahre nicht wieder ..."

Zeitschriften

Die Reichsten der Erde. Wer sind die reichsten Leute der Erde? Diese Frage interessiert immer wieder. Ihre Beantwortung ist jedoch sehr schwierig. Früher galt Rothschilds Name als der Begriff allen Reichtums, später wurde er von Vanderbilt abgelöst. Beide Familien mögen heute immerhin noch recht wohlhabend sein, aber ihr Ruhm ist längst verblaßt. Die Zeiten sind vorüber, da die Rotschilds das internationale Geldgeschäft besorgten, oder der Kommodore Vanderbilt Schiffahrtsgesellschaften und Eisenbahnen gründete. Andere Industrien sind zur Macht gekommen. An erster Stelle das Erdöl, das dem Gründer des großen Trusts der Standard Oil, dem alten Rockefeller, seinen Reichtum verschafft hat. Die neueste Nummer (Nr. 38) des „Illustrierten Blattes" bringt einen sehr unterhaltenden Bilderbericht über die heutigen Geldkönige der Welt. Das gleiche Heft bringt einen sehr amüsanten zweiseitigen Beitrag „Und das ist erst 25 Jahre her!" Wir sehen die Moden und den Geschmack der Welt von vor 25 Jahren und können kaum begreifen, welch kurze Spanne uns von damals trennt. Eine reizende Seite des Zeichners Karl Heß „Schnurrdiburr, die Bienen" ist diesen wichtigen Tierchen gewidmet. Humor und Aktuelles sind wiederum in großer Auswahl vertreten. Diese besonders reichhaltige Ausgabe des „Illustrierten Blattes" ist am Samstag für 20 Pfennig überall erhältlich.

Fröhliche Ecke

Zu gefährlich. Herr Krause, der eine Lebensversicherung abschließen will, muß erst einige Fragen beantworten.

„Haben Sie ein Fahrrad, Herr Krause?"

„Nein!"

„Fahren Sie Motorrad?"

„Ebenfalls nicht!"

„Besitzen Sie ein Auto?"

„Auch das nicht!"

„Ja, mein Herr, dann können wir Sie leider nicht versichern — für Fußgänger ist das Risiko heute viel zu groß!"

*

Verwandte. „Mein Ahnherr war Gottfried von Bouillon!"

„Oh, dann sind wir ja Vettern — mein Großvater hatte eine Suppenwürfelfabrik!"

*

Der Aermste. „Eigentlich sollte der Zahnarzt nur einen Zahn entfernen, er hat aber zwei Zähne ausgezogen!"

„War denn der andere auch schlecht?"

„Nein, das nicht — aber der Arzt konnte nicht auf einen Zehnmarkschein herausgeben!"

*

Unschlüssig. Die Wahrsagerin hat mir prophezeit, ich würde eine große Menge Kinder haben! Soll ich nun heiraten — oder Lehrerin werden?"

*

Die schwache Stelle. „Mein Sohn ist scho wieder sitzen geblieben, Herr Lehrer. Worin ist er eigentlich besonders schwach?"

„Im Kopf, Frau Müller!"

*

„Wie geht's, Herr Meier?"

„Mies! Hochgradige Nervenschwäche!"

„Nicht möglich! Sie sehen doch gar nicht danach aus?"

„Nervus rerum!"

*

Konsultation. „Lieber Herr Doktor, was gebrauchen Sie, wenn Sie Schnupfen haben?"

„Sechs Taschentücher täglich, liebe Frau Schulze!"